

Geegründet
1877.

Gründungsmitglied
mit Aufnahme der
Sonn- und Festtage.

Bezugspreis
für das Vierteljahr
ins Bestel- und
Kassendruckverfahr
Mk. 1.25,
außerhalb Mk. 1.35



Fernsprecher
Nr. 11.

Anzeigenpreis
bei einmaliger Ver-
richtung 10 Pfg. die
einmalige Zeile;
bei Wiederholungen
entsprechender Natur

Reklamen 15 Pfg.
die Zeile.

Sonntags-Ausgabe: „Schwarzwälder Sonntagsblatt“

Sonntags-Anzeiger und Familien-Zeitung für die Bewohner des Schwarzwaldes.

Alle Abonnenten der Zeitung „Aus den Tannen“ erhalten das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ als Sonntagsausgabe gratis.

Das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ kann auch für sich als selbständige Wochenausgabe bezogen werden und kostet im Vierteljahr 50 Pfg.

Nr. 275.	Ausgabecort Altensteig-Stadt.	Sonntag, den 22. November.	Amtsblatt für Pfalzgrafenweiler.	1908.
----------	-------------------------------	----------------------------	----------------------------------	-------

Wicht verloren sind die Lieben,
Die hier unsern Blick entflohn.
Wieder finden wir sie drüben
An des ew'gen Vaters Thron.

Von den Kämpfen dieser Erde,
Von der leidensvollen Nacht,
Ruh'n sie, bis das große „Werde!“
Sie erweckt durch Gottes Macht.

Darum lieb' und leide stille,
Senz' getroffen in's dunkle Grab,
Was dir Gottes heil'ger Wille
Nur für kurze Frist hier gab.

Werden einsamer die Wege,
Streckt der Schatten länger sich,
Werden rauher deine Stege,
Wenn des Lebens Freude wich. —

Blick hinauf zum Himmelszette,
Tiefbetäubtes Menschenherz;
Gott ist es, der dir bestellte —
Dich zu prüfen — Leid und Schmerz.

Stehe fest und stark im Glauben,
Fasse deines Vaters Hand;
Dann kann auch der Tod nicht rauben,
Was die Liebe hier verband.

Maria Knapp.

Memento mori.

Bei allem Schmerz, den der Tod den Hinterbliebenen verursacht, ist doch seine Beurteilung eine sehr verschiedene. Gedenkt man z. B. solcher Abgeschiedener, die an ihrem Lebensabend standen, die ihren Lebenszweck erfüllt, die auf eine abgeschlossene Tätigkeit zurückblicken konnten und die sich mit den Worten „Gedenke zu sterben“ vertraut gemacht hatten, so ist es bei all dem Schmerz der Trennung doch ein Gefühl der Befriedigung, daß sie nun ruhen dürfen von ihren Werken. Oder wenn man solcher Toten gedenkt, denen der Tod eine Erlösung war von ihren Leiden und Mängeln des Lebens, wie gönnen wir ihnen ihre Ruhe. Wir betrachten da Alle den Tod als eine schöne Erlösung und einen willkommenen Abschluß dieses Lebens. Sind es aber solche Tote, deren wir gedenken, die mitten aus dem Leben, aus einem Leben der Arbeit und Fürsorge, voller Pläne und Hoffnungen, unerwartet und plötzlich herausgerissen wurden, wie bitter sind da unsere Gedanken über den Tod, der vor Niemanden zurückschreckt und wie unerklärlich scheint uns sein rücksichtsloses Erwählen.

Wir alle stehen noch unter dem lebendigen Eindruck der beiden Begebnisse der letzten Tage, die uns veranschaulichen, wie arm und reich, der Mann in glänzender Gesellschaft und der Arbeiter bei seiner friedlichen Arbeit, dem Walten des Todes preisgegeben sind.

... Es ist im hell erleuchteten Saal des Fürstenschlosses in Donaueschingen. Die Jagdgesellschaft hatte sich nach der Jagd in frohlicher Runde um den Kaiser versammelt. Alles ist in bester Stimmung. Plötzlich fällt der Adjutant des Kaisers, General der Infanterie Graf v. Hallsen-Häsel, der eben noch vergnügt die Musik dirigiert, mitten im Kreise der Gesellschaft um und ist in wenigen Minuten eine Leiche. Erst vormittags hatte er als Chef des Militärkabinetts dem Kaiser noch Vortrag gehalten und alsdann den Nachmittag mit seinem kaiserlichen Herrn munter und frisch auf der Fuchsjagd zugebracht. Schon abends ereilte ihn der Tod an der Seite des Kaisers. ...

Groß ist die Biste derer, die im verflohenen Jahr so jäh aus dem Leben gerissen wurden und wie unsagbar ist der Schmerz und all der Jammer, der daraus entstanden. Immer wieder wird uns die Wahrheit vor Augen gestellt, daß wir „mitten im Leben vom Tode umgeben sind“, und jedem werden die Worte „momento mori“ zugerufen.

Ein Schauern überkommt uns beim Gedanken an die furchtbare Katastrophe in den letzten Tagen auf der Fache Rabbod, wo hunderte von lebenskräftigen, um ihr tägliches Brot arbeitende Bergleute, mitten aus dem Schaffen und Wirken heraus, dem Leben entrissen wurden.

... Ein frostklarer Novembertag ist zur Kiste gegangen. Das Stampfen und Hämmern wecktigen Betriebes, das den kohlenstaubigen, rauchigen Industriebetrieb tagsüber erfüllt, hat nachgelassen; gedämpfter Tones klingt noch hier und da die Sprache der Arbeit hinein in den Frieden der Nacht, denn in den meisten Hütten- und Walzwerken ist Ruhepause bis zum Erwachen des neuen Tages. Aber während hier oben der Lärm verhallt, wird tief unten in der Erde Schöpf, in den Gängen und Klüften der Bergwerke weitergeschafft in nimmermüder Hast. Der Nachmittagschicht ist die Abendschicht gefolgt. Nach kurzem Abschied von den Lieben daheim sind die Knappen hinausgewandert in den Abend. In frischem Takt klappern die nagelbeschlagenen Arbeitsschuhe über den Boden der Landstraße; vorüber an den vereinzelt am Wege hingestreuten Bauernhöfen und Wohnhäusern geht in Gruppen zum Schacht, vor dessen düsteren Obertagsgebäuden gespenstisch die flimmernden Grubenlichter wie im Fernsicheln sich hin und her bewegen. Die Ansfahrt beginnt. Von den Lippen der einfahrenden Kameraden klingt der Bergmannsgruß „Glückauf“. Ein kurzes, hartes Signal am Anschlag — der Förderkorb saust in die Tiefe. So ist's Abend für Abend. So war's auch kürzlich. Kaum einer von denen, die mit unter den Todgeweihten auf der Fache Rabbod waren, wird des Schicksals gedacht haben, das seiner wartete, denn der Bergmann weiß, daß er stets sein Totenkleid trägt, wenn er zur Grube hinabfährt. Ständige Gewohnheit erdient Furcht und Grauen im Herzen des Knappen. Furchtlos und schaffensfroh ist die Belegschaft der Abendschichtler ans Werk gegangen; mit fester Hand haben sie Hammer und Häufel geführt, derweil über ihnen im klüftigen Gestein schon das Verderben lauerte.

Ueber Tage tönt in das Zischen der Dampfrohre von Zeit zu Zeit ein Signal, das einen neuen Hub frischgeförderter schwarzer Diamanten ankündigt. Der Maschinist im Förderhause blickt auf das Fabenzeichen und reguliert mit kundiger Hand die Steuerung. Auch die Wetterführung, die den Bergleuten frische Luft zudringt und die schädlichen Dünste zu Tage ausstößt, ist in eines wachsamem Mannes Hand gegeben, der aufmerksam auf den Depressionsmesser am Ventilator achtet.

Da — was ist das? Ganz plötzlich schlägt der Zeiger auf Null, um gleich darauf zuckend zurückzugehen. Ein Sturmzeichen war es, das Kunde gab von schrecklichem Unglück. Der 4 Uhrschlag der Stundenglocke wird überdrönd von dem bangen, langgezogenen Geheul der Dampf sirene. In den Gängen ringsum schreckt das zu ungewohnter Zeit gegebene Signal die Schläfer. Auf dem Fachenplatz ist bald Bewegung.

Mutig, der eigenen Lebensgefahr nicht achtend, steigen die Helfer in den Schacht hinab. Der Förderkorb bringt in langsamer Fahrt nur traurige Frucht zu Tage. Derjenigen, die unverletzt das Licht wieder sehen, sind verschwindend wenige. Meist sind es Tote und Schwerverletzte, die vom Förderkorb gehoben und auf wettertuchbedeckten Bahnen dahingetragen werden. Die Toten, die von der Gewalt der Explosion vielfach arg zerlegt wurden, finden ein schnell bereitetes provisorisches Lager im Maschinenhause. Die Verwundeten werden, nachdem die Aerzte ihnen haben die erste Hilfe angebeihen lassen, in die Krankenhäuser gebracht. Die Ziffer der Opfer wächst von Stunde zu Stunde. Draußen auf dem Fachenplatz haben sich Hunderte von Menschen angesammelt, unter ihnen zahlreiche Angehörige von Bergleuten, die mit zur Unglückschicht gehörten. Auf verzweiflungsvollen Mienen spiegelt sich die Angst um den Vater, Gatten, Sohn oder Bruder. Bei jedem Neuen Hub Toter und Verwundeter kommt es zu herzzerreißenden Szenen. Dem Schachturm entquillt andauernd grauer, beugender Qualm, der von dem auf eine Leistung von 10,000 Kubikmeter eingerichteten Ventilator zu Tage gebracht wird. Träge senkt sich die dicke Wolke hernieder, mischt sich mit dem aufsteigenden Herbstnebel und legt sich atembeklemmend auf die Lungen der Menschen. Draußen aber liegen noch mehr als 300 leblose verkohlte und verbrannte Männer, die ihre letzte Schicht, die Todeschicht, gefahren haben. Am Tage oder steht da eine halb wahnsinnige Frau, die die Arme gegen den Himmel reckt und unaufhörlich nach unten ruft: „Ich kann Dir ja nicht helfen, ich kann ja nicht zu dir kommen. Soll ich Dich denn nie wiedersehen?“ Und andere Frauen neben ihr wimmern nach ihren Männern, alte Mütterchen rufen nach ihren Söhnen, Kinder nach ihrem Vater. Es ist ein herzzerreißender Anblick. Die Männer von der Tageschicht, die verschont geblieben sind, stehen finster dabei und machen ihrem Groll gegen den tödlichen Tod Luft, indem sie die Lebenden schmähen. ...

Wen jammerte nicht des Glends, das sich hier vor unseren Augen aufrollt? Man ist versucht zu fragen, nach dem Woju und Warum solcher Katastrophen, wozu all der Jammer und das Elend. Wir werden keine befriedigende Antwort darauf bekommen können. Wir können uns nur mit den Tatsachen abfinden und suchen die Schwere des Geschicks zu überwinden. Sollen wir versuchen die Schrecken des Todes abzuschütteln und sie möglichst wenig zu achten? Oder sollen wir in dumpfer Resignation den Schmerz tragen, den der Tod, uns, den Zurückgebliebenen, durch sein Walten verursacht? Es wäre das ein nutzloses Unternehmen, wir werden nur ein gut Teil noch unglücklicher dadurch. Nur der Glaube an den allweisen und allwaltenden Gott und Vater und das Vertrauen auf ihn vermögen über die Tragik solcher Fälle hinwegzuhelfen. Laßt uns versuchen, den Schrecken des Todes nicht auszuweichen, sondern sie zu überwinden und wir werden sie überwinden, wenn man von uns sagen kann, wie man von den ersten Christen sagen konnte: Sie weilen auf Erden, wandeln aber im Himmel.

G. L.

Wochen-Rundschau.

Die Volksschulnovelle.

Eine eigentümliche Lage hat sich bei der Beratung der Volksschulnovelle in der Volksschulkommission der Abgeordnetenversammlung ergeben, und man hört bereits den Alarmruf, die Reform sei in Gefahr. So schlimm ist es nun freilich wohl kaum, denn bis das letzte Wort gesprochen wird dauert es noch eine gute Weile. Aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß recht ernste Schwierigkeiten zu überwinden sind, größere als man angenommen hatte. Die vorliegenden Tatsachen — man erfährt aus dem offiziellen Kommissionsberichte nur die Anträge und Beschlüsse — sind folgende: Bei dem Artikel, der die Ortschulaufsicht regelt, wurden sämtliche Anträge abgelehnt, sowohl die auf eine weitgehende Einschränkung der geistlichen Ortschulaufsicht und auf Ausdehnung der Rechte der Gemeinden abzielenden der Volkspartei und der Sozialdemokratie, als auch die mehr vermittelnden Anträge der nationalliberalen Partei und der Antrag des Zentrums. Aber auch die Regierungsvorlage fand keine Mehrheit: der Artikel wurde mit 13 gegen 9 (konservativ-bayernbündlerische) Stimmen abgelehnt. Man steht also vor einem Nichts, und dieses wäre gleichbedeutend mit der Aufrechterhaltung der geistlichen Ortschulaufsicht im bisherigen Umfang, was, abgesehen vom Zentrum und vielleicht vom Bauernbund, niemand will. Derselbe Erscheinung hat sich dann bei der Hauptfrage der ganzen Reform, der Frage der Bezirksschulaufsicht wiederholt. Die Regierungsvorlage will die bisherige geistliche Schulaufsicht im Nebenamt durch sachmännische Aufsicht im Hauptamt ersetzen, und die Bezirksschulinspektoren sollen unter gewissen Voraussetzungen auch Volksschullehrern zugänglich sein. Der darin liegende unzweifelhafte Fortschritt ist allerdings in den Augen der Linken mit einigen Mängeln behaftet, die man zu beseitigen trachtet. Allein in der Kommission wurden die von dieser Seite gestellten Abänderungsanträge abgelehnt, und als es dann zur Abstimmung über den grundlegenden ersten Abgang der Regierungsvorlage kam, fiel auch dieser und zwar mit 8 gegen 7 Stimmen. Außer dem Zentrum, das ja zugleich Einschränkung der geistlichen Schulaufsicht vertritt, stimmte auch die Volkspartei dagegen. Die weiteren Abstimmungen wurden daraufhin ausgeföhrt. Man wird nun wohl versuchen, auf dem Wege von Verhandlungen einen Ausweg aus der unangenehmen Sachlage zu finden. Kammerpräsident v. Beyer hat jüngst in einer Rede erklärt, daß die Volkspartei bei der Schulreform über das zureichende und Erreichbare nicht hinausgehen werde, und man darf annehmen, daß dieser Gesichtspunkt festgehalten werden wird. Wenn die volksparteilichen Kommissionsmitglieder dennoch in der Frage der Bezirksschulaufsicht auch gegen die Regierungsvorlage gestimmt haben, so mag es wohl in der Absicht gestehen sein, auf die Nationalliberalen, die das Jünglein an der Waage bilden, einen gewissen Druck dahin auszuüben, bei den Vermittlungsvorschlägen größere Rücksicht auf die Wünsche der Volkspartei zu nehmen. Daß man es wirklich auf das Scheitern der Reform sollte antommen lassen wollen, glauben wir nicht; es steckt denn doch zu viel Fortschrittliches darin.

Vom Staatshaushalt.

Im Staatsanzeiger sind die Ergebnisse des württembergischen Staatshaushalts für 1906 veröffentlicht worden. Danach hat sich statt des vorgesehenen Fehlbetrags ein Ueberschuß von 4003345 Mark ergeben, der etwa zur Hälfte auf die Mehreinnahmen bei der Einkommensteuer entfällt. Dem Eisenbahnereservefonds konnten rund 4960000 Mark zugewiesen werden, was gegen den Etat ein Mehr von 3867000 Mark bedeutet. Ueber den größeren Teil des Ueberschusses ist bereits verfügt. Das alles ist sehr schön. Wenn es nur so geblieben wäre. Aber mit 1906 sind die letzten Jahre zu Ende gegangen. 1907 wird ein wenig erfreuliches Ergebnis liefern und 1908 dergleichen. Der Rest ist Schweigen.

Die Lösung der inneren Krise.

Die innere Lage hat ihren krisenhaften Charakter mit der Beendigung der Reichstagsdebatte nicht eingebüßt. Im Gegenteil. Die Erregung, die durch ganz Deutschland ging, hielt unvermindert an und steigerte sich noch, als tagelang so gar nichts geschah, um die unerträgliche Spannung zu lösen. Der Kaiser blieb in Donaueschingen, und man hörte wohl, daß er fleißig der Jagd oblag, daß sich Frühstücke im Walde angeschlossen, man hörte von allerhand Abendunterhaltungen im Schlosse zu Donaueschingen mit kinematographischen Vorführungen, Vorträgen des Berliner Kabarett-

Chat Noir (Schwarzer Kater) u. dergl. — aber man hörte kein Sterbenswörtchen davon, wie der Kaiser über die Vorgänge im Deutschen Reiche denke, über eine Krise, wie sie das Deutsche Reich in dieser Art noch nicht erlebt hat. Man fragte sich: Weiß denn der Kaiser nicht, was in Deutschland vorgeht, hat man ihn nicht darüber unterrichtet, und wenn er es weiß, wenn man ihn unterrichtet hat: was soll es bedeuten, daß er nicht daran denkt, sein Jagdvergnügen sogleich abzubrechen und nach der Hauptstadt zu eilen, um am Siege der Regierung mit den verantwortlichen Männern Aussprache zu halten und Klarheit zu schaffen. Reichskanzler Fürst Bälou selbst empfand selbstverständlich die Notwendigkeit einer Rücksprache mit dem Kaiser, allein er soll geraume Zeit vergeblich auf Antwort haben warten müssen, wann er Gelegenheit haben könne, den Kaiser zu sprechen. Endlich aber wurde festgestellt, daß Fürst Bälou am Montag in Kiel, wohin der Kaiser zur Meeresreise reisen wollte, Vortrag halten sollte. Allein noch einmal gab es ein Hindernis. Am Samstag Abend wurde bei der Abendtafel im Schlosse zu Donaueschingen der Generaladjutant Graf v. Hülßen-Häseler, Chef des Militärkabinetts, vom Schlosse getroffen und starb alsbald. Infolgedessen gab der Kaiser die Reise nach Kiel auf und entschloß sich, direkt nach Potsdam zurückzukehren und dort am Dienstag den Reichskanzler zu empfangen. Am Sonntag machte er einen Besuch in Baden-Baden bei seiner Tante der Großherzogin-Witwe von Baden und den anderen Herrschaften; auch die Kaiserin war dort eingetroffen, und am Montag reiste er



Vergleichende Tabelle der Grubenkatastrophen der letzten Jahre.

von Donaueschingen nach Berlin ab. Auch die Leiche des Grafen v. Hülßen-Häseler wurde an diesem Tage dorthin überführt. Es mag hier eingeschaltet werden, daß der Graf dem Kaiser persönlich seit langen Jahren sehr nahe stand und seine Gunst in hohem Maße genoss. An die Spitze des Militärkabinetts — die einflussreichste Stelle im Heer — stellte ihn der Kaiser 1901 nach dem Rücktritte des Generals von Hahnke. Der Tod dieses Vertrauten und Freundes hat den Kaiser tief erschüttert. Am Dienstag vormittag machte sich Bälou zum Kaiser nach Potsdam auf. Mit außerordentlicher Spannung hat man dem Ergebnis dieser Aussprache entgegengesehen, weil davon nicht nur das Verbleiben des Reichskanzlers im Amt, sondern die ganze Gestaltung unserer inneren Verhältnisse abhing. Fürst Bälou fühlte, was alle Welt fühlte, daß seines Bleibens nicht mehr sei, wenn der Kaiser sich nicht mit seinen Erklärungen im Reichstage einverstanden erklärte, wenn er nicht die „Garantien“ gebe, die Zusage, künftig in politischen Dingen größere Zurückhaltung zu beobachten. Niemand war einer solchen Zusage sicher, Niemand wußte überhaupt, wie es werden könnte. Man sagte, Fürst Bälou wisse vielleicht, wie die Aussprache beginnen, aber nicht, wie sie enden werde. Man hörte allerlei von Intriguen und Rachsenschaften in der Umgebung des Kaisers, die darauf abzielten, den Fürsten Bälou zu stürzen. Man nannte schon Namen von verschiedenen Kandidaten der „Reichspartei“, darunter namentlich den Namen des Generals v. Löwenfeld, derzeitigen kommandierenden Generals des 10. Armeekorps in Hannover, der sich der Gunst des Kaisers in hohem Grade erfreut. Spitze Zungen behaupteten, diese Gunst beruhe weniger auf der Befähigung des Generals, der militärischen oder staatsmännischen, als auf dessen Unterhaltungsgabe und auf dessen Fertigkeit — Cancan zu tanzen, wovon er auf den Nordlandreisen an Bord der Hohenzollern gelegentlich erheiterte Proben abgelegt habe. Und was dergleichen sonst noch geüßelt wurde. Auch erzählte man, der Kaiser sei über die Erörterung im Reichstage in Form verfehlt worden und habe es ungnädig bemerkt, daß ihn Fürst Bälou gegen die Angriffe nicht in Schutz genommen habe. Dazu kam dann eine sonderbare Auslassung in der konservativen Korrespondenz, dem offiziellen Organ der Konservativen, worin es ebenfalls bemängelt wurde, daß

der Reichskanzler die Angriffe nicht zurückwies, worin gleichzeitig freilich auch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß der Kaiser die Bedeutung der Vorgänge recht erkennen möge. Man sagte diese Rundgebung der Konservativen vielfach als gegen den Fürsten Bälou gerichtet auf, allein es wurde dann im Wege der „authentischen Interpretation“ festgestellt, daß das nicht der Fall sei, daß die Konservativen vielmehr sein Verbleiben im Amt wünschten. Immerhin war es eine merkwürdige Rundgebung, und die Auslegung mag wohl nicht fehl gehen, daß die Konservativen sich für alle Fälle ein Eisen ins Feuer tun wollten. Sie wollten nicht gegen den Fürsten Bälou auftreten, aber sie wollten sich beim Kaiser für alle Fälle als treue und loyale Männer in empfehlende Erinnerung bringen für den Fall, daß Fürst Bälou dennoch gehe. Unterdessen hatte sich dieser, geschickt und klug, wie er ist, eine starke Rückendeckung geschaffen. Am Donnerstag voriger Woche war der Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, in dem Bayern den Vorsitz führte, beisammen, um vom Reichskanzler einen Bericht über die Lage entgegenzunehmen; als Vertreter Württembergs waren anwesend Ministerpräsident v. Weizsäcker und Gesandter Febr. v. Barnbiller. Die Aussprache dauerte über vier Stunden und wenn der Verlauf auch geheim gehalten wird, so hat man doch so viel erfahren, daß die Bundesregierungen sich mit der Haltung des Fürsten Bälou einverstanden erklärten. Außerdem aber verlautet, daß in sehr ernsten Worten der Wunsch ausgesprochen wurde, daß Vorkommnisse, wie sie das persönliche Eingreifen des Kaisers in die Politik gezeitigt haben, fernerhin ausgeschlossen bleiben möchten. Auch das preussische Staatsministerium, das Fürst Bälou zu einer Beratung versammelt, erklärte sich, wie bekanntgeworden ist, mit dem Fürsten Bälou solidarisch dergestalt, daß es gegebenenfalls in seiner Gesamtheit zurücktreten würde. Die Offiziere des Reichskanzlers versäumten nicht, diese Sachlage deutlich zu unterstreichen. So konnte Fürst Bälou am Dienstag als ein „starker Mann“ vor den Kaiser treten, stark in zweifacher Hinsicht. Einmal hat der Kanzler nicht viel zu verlieren. Er lebt gewiß nicht am Rande, jetzt weniger als je zuvor. Wenn er bleibt, ist es ein Opfer, denn Vorbeeren wird er nicht mehr pflücken und höchstwahrscheinlich sind seine Reichskanzlertage ohnehin gezählt. Einen besseren Abgang, als wenn er unter den obwaltenden Umständen gefallen wäre, wird er schwerlich finden. War er also persönlich in der Rolle des Mannes, der seine Sache auf nichts gestellt hat, so gab ihn die Solidaritätserklärung des preussischen Staatsministeriums und die Zustimmung des Bundesrats einen Rückhalt von einem Gewicht, dessen Schwere sich selbst der Kaiser nicht hätte entziehen können, wenn er dazu versucht gewesen wäre. So mächtig der Kaiser auch ist, gegen Volk, Reichstag, Bundesrat und Regierung kann er es unmöglich aufnehmen, wenn nicht unabsehbare, katastrophartige Folgen eintreten sollen. Es ist schwer zu sagen, ob dieser Umstand besonders auf den Kaiser gewirkt hat oder ob er auch ohnedies zu der Erkenntnis gekommen ist, daß es wohlgetan sei, künftig Zurückhaltung zu üben und dem allgemeinen Verlangen zu entsprechen. Als Tatsache ist festzustellen, daß Fürst Bälou bleibt. Die nahezu zweistündige Aussprache, die er am Dienstag mit dem Kaiser hatte, hat dieses Ergebnis gezeitigt. Mit bemerkenswerter Schnelligkeit ist unverzüglich durch den Reichsanzeiger bekanntgemacht worden, daß der Kaiser unbeeirrt durch die als ungerecht empfundenen Uebertreibungen seine vornehmste Aufgabe in der Sicherung der Stetigkeit der Reichspolitik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit erblicke. Zugleich wurde kundgegeben, daß der Kaiser den Fürsten Bälou seines fortbauenden Vertrauens versichert habe. Von dem Ergebnis seiner Rücksprache mit dem Kaiser machte Fürst Bälou alsbald dem preussischen Staatsministerium Mitteilung und sodann auch dem Präsidenten des Reichstags, Grafen Stolberg. Gleichzeitig benachrichtigte Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg den Bundesrat. Dieses Ergebnis ist hoch erfreulich und nimmt eine Last von Deutschland. Freilich alle Schatten sind damit noch nicht gebannt. Die Zusicherungen des Kaisers, die „Garantien“, sind in eine Form gekleidet, die man sich wohl entschieden und unzweideutiger hätte wünschen können. Es scheint fast, als fühle sich der Kaiser auch jetzt wieder verkannt und ungerecht behandelt. Wenn das aber der Fall sein sollte, so wäre es mißlich. Außerdem darf man nicht vergessen, daß die Erscheinungen, die wir zu beklagen haben, wesentlich ihren Ursprung im Temperament, in der ganzen Charakteranlage des Kaisers haben. Diese aber ändern sich nicht. Und darum ist die Zusicherung, wie sie jetzt gegeben worden ist, nicht derart, daß darauf für alle Zeit Verlaß wäre. Es muß also auch jetzt noch eine Sorge sein, Garantien konstitutionell zu verankern. Besser ist besser. Jetzt zu meinen, alles sei wieder in bester Ordnung, wäre verfehlt.

Eine Grubenkatastrophe.

Ein furchtbares Grubenunglück, wie es lang nicht dagewesen ist, hat sich am Donnerstag voriger Woche auf der Grube Radbod bei Hamm in Westfalen ereignet. 380 Bergleute waren nachts eingeschafen, und nur wenige von ihnen haben das Tageslicht wieder gesehen, und von diesen wenigen waren die meisten schwer verwundet. Nur 17 blieben unverletzt, 26 Mann liegen in den Krankenhäusern, 40 Personen wurden tot geborgen oder starben bald, und nicht weniger als 303 Mann blieben in der Grube. Es war bisher unmöglich, ihre Leichen zu bergen, denn daß auch nur einer am Leben geblieben wäre. 232 Verunglückte

waren verheiratet. Das sind grauenhafte Zahlen. Sie schließen eine unglückliche persönliche Trauer ein für Hunderte, man kann wohl sagen: tausende von Menschen und sie bedeuten zugleich ein nationales Unglück, eine nationale Trauer. Zahlreich sind denn auch die Trauerkundgebungen aus allen Teilen des Reiches und auch das Ausland hat sich in einer Weise angeschlossen, die zeigt, daß alle politischen und sonstigen Gegensätze menschliche Solidarität im Unglück nicht verhindern. So hat der Präsident der französischen Republik in einem Telegramm an den Kaiser seine Anteilnahme ausgesprochen, und der Kaiser hat herzlich geantwortet. Aber es ist nicht bei den Kundgebungen der Trauer geblieben; auch die Hilfsbereitschaft hat sogleich eingesetzt. Der Kaiser selbst hat 25 000 Mk. für den Hilfsfonds gestiftet, und sein Beispiel hat Nachahmung gefunden. Außerdem sandte der Kaiser sogleich den Prinzen Eitel Friedrich an die Unglücksstätte, wo sich auch der preuß. Handelsminister und andere Vertreter der Regierung einfanden. Dabei ist es zu Ergebnissen gekommen, wie man sie in Deutschland noch nicht erlebt hat. Unter der Bevölkerung besteht die Meinung, daß das Unglück hervorgerufen durch die Explosion von Gruben gasen, eine Folge ungenügender Sicherheitsvorkehrungen sei. Es soll an der nötigen Veriefelung gefehlt haben, die gerade deshalb, weil diese Grube ungewöhnlich trocken sein soll, besonders notwendig war. Von der Felsenverwaltung — die Grube gehört der Trierschen Bergwerksgesellschaft — wird das zwar bestritten und behauptet, daß alles in Ordnung gewesen sei, aber die Bergleute bleiben bei ihren Darstellungen. Wie denn auch sei: Tatsache ist, daß sich der Bevölkerung eine starke Erregung bemächtigt hat, die sich beim Erscheinen des Prinzen Eitel Friedrich in Rufen wie: „Mißstände!“ „Gebt uns ein Reichsberggesetz“ usw. Luft machte. Die Erregung war so stark, daß man eine Revolte befürchtete. Schließlich gingen die Kundgebungen in den Gesang der Arbeitermassen über; nie zuvor hat wohl ein Hohenoller diesen revolutionären Sang aus Tausend Kehlen vernommen. Später begab sich eine Abordnung von drei Bergarbeitern zu dem Prinzen, die als Wünsche der Bergarbeiter vortrug: ein Reichsberggesetz, mehr Arbeiterschutz und Kontrolleure aus den Reihen der Arbeiter. Der Prinz versprach freundlich, dem Kaiser die Anliegen vorzutragen. Auch im Reichstag wurde das Unglück berührt, und dabei kamen auch die Beschwerden bereits hervor. Eine Interpellation wurde eingebracht und die Verhandlung darüber wird Gelegenheit geben, zu erfahren, was etwa verjäumt worden ist und was geschehen kann und soll um solche Katastrophen möglichst zu verhüten.

Neueste Nachrichten.

! Stuttgart, 20. Nov. Bei der gestern stattgefundenen Ziehung zu Gunsten des Krankenbaus in Laichingen wurden folgende Hauptgewinne gezogen: Nr. 38277, 15,000 Mk., Nr. 63363, 6000 Mk., Nr. 77156, 2000 Mk., Nr. 56559, 1000 Mk., Nr. 88064, 1000 Mk., Nr. 49731 und 63947 je 500 Mk. (ohne Gewähr).

! Pforzheim, 20. Nov. In Enzberg hat gestern abend ein Strolch ein 6 jähriges Mädchen fortzulocken versucht. Das Kind sprang aber mit seinem Brüderchen davon und benachrichtigte die Eltern, worauf sofort die Kriminalpolizei von Pforzheim, telephonisch benachrichtigt, mit einem Automobil nach Enzberg fuhr und Nachforschung hielt. Man glaubte nämlich, daß es sich um den Urheber des Pforzheimer Kindsmordes handle. Als jedoch die Polizei eintraf, war der Strolch verschwunden.

! Ulm, 20. Nov. Auf dem Neu-Ulmer Bahnhof wurde gestern der Mikrobiener Andreas Kraft von einer Rangiermaschine erfaßt, verhaftet und getötet.

* Berlin, 20. Nov. Wie eine hiesige Korrespondenz wissen will, leidet Fürst Bälou infolge der Aufregungen der letzten Wochen an einer nervösen Depression, die sich in Schlaflosigkeit und Appetitlosigkeit äußert. In der Umgebung des Fürsten neigt man zu der Anschauung, daß Fürst Bälou im Dezember vom Kaiser einen kurzen Urlaub erbitten werde.

* Berlin, 20. Nov. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ teilt den Reichshaushalt im Auszuge mit. Wir werden darüber in nächster Nummer berichten.

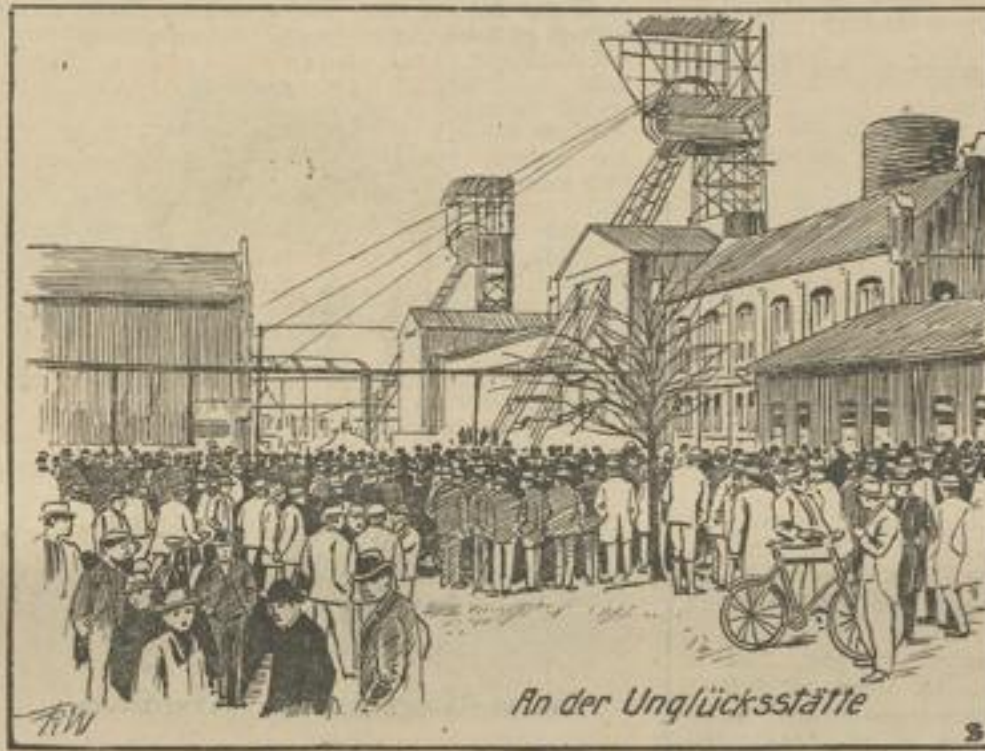
* Berlin, 20. Nov. Die heute auf der Tagesordnung des Reichstags stehende Interpellation wegen des Dammers Grubenunglücks mußte verschoben werden. Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg erklärt, sie nicht vor Dienstag beantworten zu können, da das Ergebnis der Interpellation im preuß. Abgeordnetenhaus abgewartet werden müsse. Hierauf wurde die Beratung der Finanzreform fortgesetzt. Febr. von Richtofen (konf.) erklärt, daß ein großer Teil seiner Partei der Erbschaftsteuer nicht zustimme, ebenso der Nachlasssteuer. Die Palat, Inseraten-, Elektrizitäts- und die Brauntweinsteuer findet unsere Zustimmung. Bei der Tabaksteuer muß auf eine Schädigung der Industrie Rücksicht genommen werden. Eventuell müssen auch die Matricularbeiträge erhöht werden. — Der Sozialist Geyer fordert eine Luxus-Erbschafts- und Vermögenssteuer. Fürst Pajfeld (Rp.): Das Bier verträgt eine höhere Besteuerung. Für das Brauntweinmonopol schwärmen wir nicht. Der Lichtsteuer stimmen wir zu. Nebner empfiehlt größere Sparfamkeit. Raab (wirtsch. Bgg.) bezeichnet einige der neuen Steuern als mittelstandsfeindlich. Höhere Börsensteuer, Luxussteuer, Dividendensteuer, Wertzuwachssteuer, das wären unsere Vorschläge. Schluß 6 1/2 Uhr. Morgen Fortsetzung.

* Rom, 20. Nov. Der König hat dem Minister des Auswärtigen für die bei der Katastrophe auf der Grube Rabbob verunglückten Italiener 10 000 Lire überweisen lassen.

* London, 20. Nov. Sir Eduard Grey hielt eine Rede über die auswärtigen Angelegenheiten. Der Telegraph meldet darüber: Die Streitfrage zwischen Deutschland und Frankreich in Marokko sei in einer der Würde beider Länder entsprechenden Weise von ihnen beigelegt worden. Dieses Uebereinkommen habe das Gefühl des Vertrauens und der Achtung zu beiden Staaten erhöht. Bezüglich der Debatte im Reichstag sagte er, daß die Vertreter verschiedener Parteien in Deutschland ihre Ansichten mit außerordentlichem Freimuth aussprachen. Trotz dieser Freimütigkeit wird schon jeder beobachtet haben, daß auch nicht ein Wort seitens der Vertreter irgend einer Partei gefallen ist, das auf eine Freundschaft des deutschen Volkes gegen England hinweisen würde. Ich würde wünschen, daß dies zur Kenntnis genommen, gewürdigt, erwidert und vergolten würde.

! New York, 20. Nov. In einer Straße in Brooklyn sind 12 Arbeiter, die mit Erdaushebungsarbeiten beschäftigt waren, infolge einer Explosion des Hauptgasrohres getötet worden. Insgesamt sind durch die Explosion 14 Personen ums Leben gekommen.

* Peking, 20. Nov. Es tritt immer mehr zu Tage, daß Prinz Tsching die Regierungsgeschäfte in die eigene Hand nimmt und jede Einmischung der Kaiserin Zedonale oder des Großen Rates zurückweist. Seine Art und Weise, mit dem Großen Rat umzugehen, wird täglich entschiedener. Der Prinz gibt seine Entschlüsse nur in Form von Befehlen kund.



Zur Grubenkatastrophe bei Damm in Westfalen.

Die Probleme der Luftschiffahrt.

Ueber die wissenschaftlichen Probleme, die zu lösen sind, um die Luftschiffahrtsbefahrungen zu einem glücklichen Resultat zu führen, hielt jüngst der bedeutendste und wissenschaftliche Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, der Straßburger Professor Hergesell, in Köln einen äußerst instruktiven Vortrag. Von den Eigenschaften, die wir von dem lebendigen Luftschiff fordern, führte er nach der „N. V.“ ungefähr aus, ist die erste, daß es eine gewisse Fahrgeschwindigkeit besitze, um die Luftströmung zu überwinden. Es gibt allerdings in der Atmosphäre zeitweilig Luftgeschwindigkeiten von 40 Mtr. und mehr in der Sekunde; diese Gewalten können nicht gebrochen werden. Wie das Meer und die Flüsse nicht zu allen Zeiten befahrbar sind, so ist auch das Luftmeer nicht immer zu überwinden. Wenn wir eine Geschwindigkeit von 12 Mtr. verlangen, so können wir an 90 von 100 Tagen an den Küsten fahren, und bei einer Geschwindigkeit bis zu 15 Mtr. ist die Luftschiffahrt nur bei den größten Stürmen gehemmt. Eine Geschwindigkeit von 13 bis 15 Mtr. entspricht einer Fahrt von 50 bis 60 Km. in der Stunde, und diese wird von den meisten Systemen geleistet. Die zweite Bedingung ist eine langgestreckte Form des Luftschiffes. Die leistungsfähigste ist noch nicht genau bekannt und muß durch zukünftige Erfahrung noch gefunden werden. Aber diese Form muß beibehalten werden, auch wenn die Luftwiderstände noch so groß sein sollten. Das Luftschiff muß im Gleichgewicht sein. Es liegt auf der Hand, daß es schwierig ist, ein Luftschiff aus dünnem biegsamen Zeug zu bauen, das genügend Starr ist, um den Luftgeschwindigkeiten zu widerstehen. Ein Franzose hat das Problem gelöst, mit Erfindung des sogenannten Ballonets, eines Lufttacks im Innern der Hülle, dem durch Ventilatoren stets Luft zugepumpt wird; es verleiht dann dem Gas einen Ueberdruck, der dem Luftschiff die feste Form gibt. Die starren Luftschiffe brauchen solche Ballonets nicht, haben aber dafür den Nachteil, daß sie das Gewicht des Gerüsts als eine tote Last mittragen müssen. Das Gerüst hat aber wieder den Vorteil, daß an ihm die Motore und Organe: die Luftschrauben und Propeller fest und in der richtigen,

wirksamen Lage angebracht werden können, was bei dem Ballonetsystem seine großen Schwierigkeiten hat. Dort sind diese Organe oft statt an der Seite des Luftschiffes, wo sich der Luftwiderstand ergibt, an der Gondel oder doch unter dem Luftschiff angebracht. Die Gondel ist mit Stricken an ihm befestigt, und der Schwerpunkt des Systems liegt sehr tief. Die Folge ist die Schwierigkeit, das Schiff aus der Horizontalebene nach oben oder unten zu treiben. Bei dem starren System, das jetzt nur durch Zeppelin vertreten wird, ist die tote Masse des Gerippes die Ursache, weshalb die Luftschiffe nicht kleiner gebaut werden können. Bei kleineren Dimensionen ist das leichteste Gas, der Wasserstoff, nicht mehr in stande, dieses Gerüst zu tragen.

Die Beantwortung der Frage, wie lange Luftschiffe in der Luft bleiben können, hängt aber auch von der Größe ab. 24 bis 48 Stunden in der Luft bleiben können nur große Luftschiffe, und auch der Parjsoalballon oder das französische Luftschiff müßte in den Dimensionen Zeppelinscher Luftschiffe gebaut werden, um solchen Anforderungen zu genügen. Die Größe ist deshalb mehr Vorteil als Nachteil, und deshalb werden in Zukunft Luftschiffe Zeppelinschen Systems noch größer gebaut werden. Das starre System bringt auch den Vorteil mit sich, die Gondel vollständig fest mit dem Luftschiff zu verbinden, wodurch erst ein wirkliches festes Schiff hergestellt wird, wo man umhergehen und tätig sein, beobachten, messen kann usw. Infolge der hohen Lage der Gondel und des Schwerpunkts kann das Zeppelinsche Luftschiff mit größter Leichtigkeit aus der Horizontale herausgebracht werden. Als einen Nachteil hat man ihm angedreht, daß das Gas in 17 einzelnen Ballons verteilt ist, wodurch die Oberfläche, durch die das Gas entweicht, sehr

groß geworden sei. Diese Tatsache ist richtig, aber es ist nach Professor Hergesell eine größere Aufgabe, das Luftschiff nicht zu leicht werden zu lassen, als umgekehrt. Das Zeppelinsche Luftschiff verbraucht jede Stunde 70 Kilogramm Last durch seinen Betrieb. Je leichter es wird, desto höher steigt es; diese Aufstiege sind aber stets mit Gas-Verlusten verbunden. Nun haben Versuche erwiesen, daß der Auftriebsverlust durch Diffusion des Gases noch geringer ist als der Auftriebsgewinn durch Verlust des Betriebsmaterials. Auch die vor zwei Jahren noch bestrittene Landungsunmöglichkeit hat Zeppelin mittlerweile bewiesen. Hergesell hält das Landen für eines der leichtesten Manöver, das überall ausführbar ist, wo einige Pfähle in die Erde gerammt sind. Das Luftschiff nähert sich der Stelle, gegen den Wind. Dann wird vorn ein Tau herab-

geworfen und an einen Pfahl festgemacht; nun gehen die Motore rückwärts, um die lebendige Kraft des Luftschiffes zu hemmen und auf Null zu bringen, werden dann abgestellt, und ein zweiter Tau wird zum Festmachen herabgeworfen. Schwieriger sind die Bergungsverhältnisse ohne Schutzmaßnahmen. Die einzige Erfahrung, die Gatterdingen gebracht hat, ist, daß wir Luftschiffen bauen müssen, wo die Luftschiffe vor Winden geschützt sind; d. h. verteilte Landungsplätze. Von einer eigentlichen Eroberung der Luft, so schloß Hergesell, kann nur gesprochen werden, wenn wir mit dem Bau ganz großer Luftschiffe beginnen, die lange Zeit in der Luft bleiben können. Dann können wir auch vielleicht das Gas abschaffen und statt dessen mit Wasserdampf arbeiten, der in der Luft erzeugt wird.

Inzwischen haben die Erfolge Zeppelins erneut die Brauchbarkeit seines Systems erwiesen. Das Vertrauen, das ihm das ganze deutsche Volk entgegengebracht und die reichen Mittel, die es ihm zur Verfügung gestellt hat, werden hoffentlich bald zu einer endgültigen Lösung all dieser Probleme führen.

Humoristische Ecke.

Statt besonderer Anzeige. Mutter: „Aber, Kind, auf öffentlichem Plage läßt Du Dich von dem Herrn läffen!“ Tochter: „Wir veröffentlichen soeben unsere Verlobung!“

Gingegangen. Tourist: „Sie, Herr Wirt, ich war vorhin da drüben im Gasthaus zur Sonne, habe dort Quhn bestellt, das war so jämmerlich, daß ich es stehen ließ, bezahlte, und zu Ihnen ging. Hier ist nun das Quhn genau so!“ Wirt: „Ja, sehen Sie, das ist aus der Sonne; jetzt, wo das Geschäft so schwach geht, da helfen wir uns gegenseitig aus!“

Reminiszenz. Pantoisfelheld (für sich): „Wie sich die Zeiten ändern! Ich lernte meine Frau kennen aus einer Annonce, worin sie mit solidem Herrn „Gedanken Austausch“ suchte. Wenn ich jetzt meine Gedanken mit ihr austauschen möchte, bekomme ich eine aufs Maul!“

Aus Laune.

Roman von W. Hen.
(Schluß.)

Er hatte eine innige Zuneigung zu dem Mädchen und besuchte sie oft im Pfarrgarten. Elisabeth behandelte ihn stets freundlich und unterhielt sich gern mit dem munteren Knaben. „Du bist viel besser als Melanie“, sagte er öfter zu ihr, „die will nie mit mir spielen.“

„Edgar“, tönte nun eine volle Männerstimme und Gustav Berner trat näher, „aber Edgar — Du belästigst ja Fräulein Walter, — sie wird Dich gar nicht mehr gern haben.“

„O gewiß“, sprach Edgar und Tränen traten in seine Augen, „nicht wahr, Tante Else, Du hast mich immer lieb?“

„Jawohl, mein Kleiner!“ entgegnete Elisabeth und strich über sein lockiges Haar.

Gustav gestellte sich zu ihnen, und als sie am Gitter des Parkes anliefen, hörte man den Hufschlag eines Pferdes. Als Elisabeth aufblickte, zog Alfred den Hut und ritt vorüber.

Elisabeth war bleich geworden und zitterte heftig; sie hielt sich an Albrechts Arm fest; ihr war, als schwänden ihr die Sinne.

Gustav Berner bemerkte es; seine Stirne umdüsterte sich. „Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er teilnehmend und seine Stimme klang erregt.

„Ich weiß nicht, was mir plötzlich war“, entgegnete Elisabeth und zwang sich, unterzulegen zu erscheinen.

„Du bist gewiß sehr erschrocken, als Du Onkel Alfred sahst?“ plauderte Edgar. „Du kannst ihn wohl nicht leiden?“ — „Ich auch nicht“, fügte er hinzu, „ich auch nicht, mich läßt er immer aus.“

Elisabeth hatte sich so weit gefammelt, daß sie weiter gehen konnte.

Gustav bemühte sich, sie zu unterstützen und Elisabeth sah ihn dankbar an. Sie schaute in seine milden treuen Augen und fand Trost in seinem Blick.

Alfred war inzwischen in den Salon getreten und besonders von Melanie sehr freundlich empfangen worden. Sie nahm ihn mit ihrer Unterhaltung so voll in Anspruch, daß es ihm leicht wurde, Elisabeth gar nicht zu beachten, zumal auch diese es vermied, in seine Nähe zu kommen.

Die Justizrätin beobachtete scharf Alfred und Melanie. Sie war hocherfreut über das Interesse, welche das junge Mädchen an ihrem Sohne zu nehmen schien und betrachtete Melanie schon im Geiste als ihre Schwiegertochter. Ihr stolzes Herz schwelgte in dem Gedanken, daß ihr Alfred eine geborene Gräfin zur Frau nähme!

Harmlos und fröhlich unterhielten sich der Pfarrer und der alte Dunkelmann.

„Wie sieht es denn mit meinem Lieblingswunsch?“ begann der Justizrat, „hast Du denn noch gar nichts an unseren Kindern bemerkt?“

„Ich wüßte nichts“, war Walter's Antwort, „Deinem Jungen scheint ja die junge Gräfin im Kopfe zu stecken.“

„Er hat den hochfahrenden Sinn seiner Mutter“, seufzte der Justizrat, „aber mit der Comtesse ist es nichts. Die Mutter hat mir heute im Vertrauen gestanden, daß Melanie seit einem halben Jahre im Geheimen verlobt sei und daß schon in nächster Zeit der Bräutigam eintreffe, um sich öffentlich mit ihr zu zeigen. Aus Laune hatte ihm das Mädchen diese Probezeit auferlegt und verlangt, daß er zu Niemandem über ihr Verhältnis spreche. Die Gräfin schilderte mir Graf Ottomar Reichenbach als einen lebenswürdigen, ruhigen Mann, von dem sie erwartet, daß er den Sinn ihrer Tochter ändern werde. Darum will sie auch die Hochzeit beschleunigen und vier Wochen nach der öffentlichen Verlobung stattfinden lassen, da sie der Unbeständigkeit Melaniens nicht traut.“ —

Die jungen Leute ergötzen sich am Tanze. Nur Elisabeth hatte sich in den Garten geschlichen und auf einer Bank Platz genommen. Einzelne Töne der Musik drangen zu ihr und sie gedachte des Abends, an dem sie glücklich war, und mit Alfred tanzte. Mit wem mag er jetzt wohl lachen? Wen mag er jetzt beim Tanze in den Armen halten? dachte sie.

Da hörte sie in ihrer Nähe Stimmen, die ihr bekannt klangen. Bald hörte sie Melanie sprechen.

„Wann haben Sie das Mädchen verlassen?“ fragte sie vorwurfsvoll, „sie scheint Sie zu lieben und Sie konnten darauf stolz sein!“

„Weil ein anderer Stern an meinem Horizonte aufging“, hörte Elisabeth antworten. „Glauben Sie, Melanie, daß ein anderes Mädchen im Stande sei, neben Ihnen zu bestehen?“

Elisabeth wollte sich erheben. Sie hatte nicht die Kraft dazu. Ihr war, als sank sie ein Schleier um ihr Denken. Was das Traum oder noch Wirklichkeit? Nur einzelne undeutliche Worte hörte sie noch, sie erkannte noch Alfred's Stimme. Das war derselbe Ton, der auch einst an ihr Ohr geklungen. Er klang so süß und schmeichelnd, wie damals, als er ein Herz so glücklich und doch so elend gemacht hatte. Dann vernahm sie auch das lustige Lachen Melaniens.

Jetzt aber hörte sie nichts mehr. — — — Die Sinne versagten ihren Dienst. Elisabeth fiel um — eine tiefe Ohnmacht umnachtete ihren Geist, — als sie von der Bank hinabglitt.

Schon hatte die Pfarrerin Elisabeth vermist. Sie eilte nach dem Garten, um sie zu suchen. An der Tür begegnete sie Gustav Berner.

„Wo ist Ihr Fräulein Tochter?“ fragte er besorgt.

„Ich habe sie hier in der Nähe bereits gesucht und glaubte, sie sei nach dem Saale zurückgekehrt.“

„Nein“, rief die Mutter ängstlich, „wo kann sie sein? O, bitte, Herr Berner, helfen Sie mir Elisabeth suchen; sie war nicht recht wohl in letzter Zeit. Es könnte ihr ein Unfall zugestoßen sein.“

Gustav beruhigte die Pfarrerin und bot ihr seinen Arm, der durch leises Zittern seine Unruhe verriet.

Sie liefen hin und her, nach Elisabeth rufend.

Keine Antwort erfolgte.

Endlich waren sie am Gitter des Parkes angelangt. Es war dieselbe Stelle, an der Elisabeth schon beim Anblicke Alfred's zusammenzusehnen drohte, — da lag sie regungslos und bleich, dicht neben der Bank, auf der sie gesessen hatte. Ein herzzerreißender Schrei drang aus dem Munde der Mutter.

„Elisabeth! Mein Kind!“ Und ihre Tränen benetzten das Antlitz der Tochter.

Elisabeth schlug die Augen auf und versuchte sich zu erheben, — kraftlos sank sie zurück.

Da trat Gustav hinzu. Mit starken Armen das Mädchen umfassend, trug er es hinüber in das stille Pfarrhaus. Die Mutter folgte jammernd und händeringend.

Gustav legte Elisabeth auf ein Bett, dann kehrte er zurück, um den Pfarrer zu benachrichtigen. Der Gräfin teilte er mit, daß Fräulein Walter unwohl geworden sei und die Familie sich empfehlen lasse.

Die Gräfin bedauerte den Anfall lebhaft, teilte aber den übrigen Gästen nichts davon mit, um dieselben nicht in ihrem Vergnügen zu stören.

Gustav bot um einen Wagen nach der Stadt, um rasch den Arzt zu holen.



Großherzogin Maria Anna von Luxemburg.

Der alte Sanitätsrat, den er mitbrachte, erklärte Elisabeth's Zustand für sehr bedenklich und als Anzeichen der Vorboten eines heftigen Nervenfiebers.

Drüben auf dem Schlosse gab es am Abend eine Ueberraschung.

Spät Abends war noch ein Wagen vorgefahren, nach dessen Ankunft die Gräfin und Melanie einen Augenblick nach den Privatjimmern eilten.

Die Gäste munkelten allerlei, zumal Elisabeth's Verschwinden und Unwohlsein bekannt geworden war.

Da öffneten sich die Flügelthüren, und die Gräfin trat lächelnd wieder unter ihre Gäste; ihr folgte Melanie am Arme eines stattlichen jungen Mannes, den die Gräfin als Grafen Ottomar von Reichenbach vorstellte. Sie teilte der Gesellschaft mit, daß er bereits seit einem halben Jahre um die Hand Melaniens geworden habe. Melanie habe aber sich aus Laune eine Bedenkzeit von sechs Monaten ausgebeten, die heute vorüber sei.

Von allen Seiten wurde das junge Paar beglückwünscht und das Fest erhob sich zu neuem Glanz.

Auch Alfred brachte seine Glückwünsche dar, aber seine Stimme klang gezwungen und sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Zug.

Spät Abends trennte sich die Gesellschaft.

„Ich hoffe, Alfred“, begann die Käthin unterwegs, „Du hast Dir keine Blöße gegeben. Hoffentlich ahnt Niemand, wie unangenehm Melaniens Verlobung für Dich gewesen ist.“

„Mir geschah Recht“, sagte Alfred bitter, „ich habe in unbedachtem Leichtsinne mich um Elisabeth's Liebe beworben, und als ich diese besah, habe ich das Mädchen nicht weiter beachtet; es machte mir Spaß, recht viele Herzen zu gewinnen; aber eine hat mich übertroffen; Gustav hat Recht, als er mir sagte, in ihr würde ich meinen Meister finden.“

„Loß das, mein Sohn“, tröstete die Mutter, „die Hauptsache ist, daß die Welt nichts von Deiner Niederlage erfährt. Melanie wird schweigen. Du aber mußt einen Ausweg finden und Dich nicht in sentimentalen Klagen ergehen.“

Der Wagen war vor dem Hause des Justizrats angekommen.

Schweigend hatte der alte Dunkelmann dem Gespräch zugehört. Jetzt war ihm zu seinem tiefen Leide Alles klar. Er schrieb bis spät in die Nacht hinein noch einen langen Brief an den Pastor.

Währenddem berieten Mutter und Sohn nochmals die Lage.

XVI.

Im Pfarrhause herrschte lange eine trübe Zeit.

Die Eltern mußten, wie es um das Herz ihres Kindes stand. In den heftigen Fieberphantasien hätten sie auch ohne den Brief des Justizrats den Grund der schweren Krankheit erkannt.

Ein treuer Helfer in der Not war Gustav Berner.

Täglich kam er in das Pfarrhaus und war für Walter ein unentbehrlicher Freund geworden. Auch Edgar kam oft und brachte für die liebe Tante Else die schönsten Erquickungen.

Melanie und die Gräfin bekundeten ihre lebhafteste Teilnahme, aber die Vorbereitung zur Hochzeit nahmen sie doch zu sehr in Anspruch.

Den Brief des Justizrats hatte der Pfarrer sowohl seiner Frau als Gustav vorgelesen.

„Ich ahnte es wohl, ich wußte es seit dem letzten Wiedersehen Alfred's und Elisabeth's“, — seufzte Gustav, „Alfred liebte Elisabeth und sie erwiderte seine Liebe, aber ich glaubte nie, daß mein Freund schlecht genug sein könnte, das Herz eines solchen Mädchens zum Opfer seiner Laune zu machen.“

„Warum liebte meine Elisabeth nicht lieber Sie, lieber Herr Berner?“ klagte die Pfarrerin, „Niemandem hätte ich sie lieber gegeben.“

„Lassen Sie uns die Zukunft abwarten“, erwiderte Gustav gerührt.

„Amen!“ sagte der Pfarrer, dem jungen Manne bewegt die Hand drückend.

Wenige Tage später war ein anderer Brief angelangt; er enthielt eine Anzeige von Alfred's Verlobung mit Luise, der Tochter des Commerzienrats Bieler. Zugleich sagte Alfred der Pfarrfamilie herzlich Lebewohl, da er nach einem entfernten Städtchen verjezt sei, wohin er in kurzer Zeit seine Frau zu führen gedenke.

Elisabeth sagte man nichts von Alfred's Verlobung. Sie hatte das Bett seit einigen Tagen verlassen und Gustav konnte sie täglich sprechen. Es ging langsam vorwärts mit ihrer Genesung. Endlich war sie wieder so weit, daß sie ihr liebes Gärtchen, ihre Blumen und ihre Singvögelchen besuchen konnte.

Wiederum war es Herbst geworden, aber die Sonne schien so freundlich und warm, daß Elisabeth den ganzen Nachmittag im Freien zubringen konnte. Sie saß in der Laube auf der Bank und Gustav las ihr aus einem neuen interessanten Buche vor.

Jetzt hatte er das Buch geschlossen und Elisabeth reichte ihm die Hand.

„Wie soll ich Ihnen nur danken, Herr Berner?“ sprach sie. „Wie lohne ich Ihre Güte? Sie bringen mir große Opfer und ich kann nichts für Sie tun.“

„Für mich ist es die größte Belohnung“, erwiderte Gustav, „daß Sie nach und nach wieder munterer werden und mich nicht mehr mit so argwöhnischen Blicken betrachten, wie bisher.“

Elisabeth sah ihn verwundert an.

„Sie haben mich mißverstanden“, sprach sie, „wenn Sie glaubten, daß meinem Verhalten etwas anderes zu Grunde lag, als ein Gefühl der Scham. Nein“, fuhr sie fort, „als sie bemerkte, daß Gustav sie unterdrehen wollte, lassen Sie mich ganz offen reden. So lange ich Sie nicht näher kenne, war es mir peinlich, Sie zu sprechen. Ich wußte, daß sie Alfred's Freund waren und fürchtete, er würde Ihnen von mir erzählt haben.“

„Leider hatte er das nicht gewagt, denn mehr als einmal habe ich ihn gewarnt, ja, ich habe ihn gebeten, sich Ihrem reinen kindlichen Gemüte nicht zu nahen, wenn er nicht die echte Liebe im Herzen trüge, die Sie verdienen.“ Elisabeth sah ihn dankbar an.

„Sie sind so gut“, sprach sie leise, „wie soll ich Ihnen danken?“

„Ich bin nicht gut“, lachte Gustav, „ja, ich bin ein arger Egoist, — um meinetwillen bin ich nicht von Ihrer Seite gemichen, — und jetzt — denken Sie nur! — verlange ich ein großes Opfer von Ihnen, — jetzt habe ich nur den einen Wunsch, mich Ihnen ganz und immer widmen zu dürfen, — aber kann, darf ich denn von Ihnen erwarten, daß Sie Ihr Glück einem ungeliebten Manne vertrauen?“

„Gustav“, rief Elisabeth mit glühenden Wangen, „wie können Sie so sprechen! Darf ich einem so herrlichen edlen Manne ein Herz anbieten, dessen Schlag schon einem andern gegolten hat, — wie könnte ich es wagen, Ihnen angehören zu wollen?“

Gustav war vor ihr niedergebückt und hatte ihre Hände ergriffen.

„Elisabeth“, rief er, „vergib Alles was hinter Dir liegt und laß uns freudig in die Zukunft schauen! Willst Du mein Weib werden?“

Elisabeth beugte sich zu ihm nieder und umschlang ihn. „Mein Gustav“, sagte sie weinend, „o, vergib, daß ich Dich jetzt erst erkenne! Es soll fortan die höchste Aufgabe meines Lebens sein, Dich glücklich zu machen, so glücklich, wie Du es verdienst!“

Eben traten der Pfarrer und seine Frau in die Laube und blickten gerührt auf die Scene.

Sie schlossen die Kinder in die Arme und segneten den Bund ihrer Herzen.

Für die Frauenwelt.

Nichtiges Lesen.

Wie wir richtig, d. h. so lesen sollen, daß uns Nutzen aus der Lektüre erwächst, das hat schon der alte Römer Seneca ausgesprochen. Seine Worte gelten auch heute noch, und darum mag ein Brief des weisen Mannes, in dem er sich über dies Thema äußert, hier wiedergegeben werden: „Nach dem, was du mir schreibst, und nach dem, was ich höre, habe ich eine gute Zuversicht zu dir. Du wanderst nicht hin und her, zerstreut dich nicht durch häufigen Wechsel des Aufenthalts. Ein unruhiges, flüchtiges Leben verrät ein krankes Gemüt. Auf einer Stelle bleiben, bei sich selbst verweilen können, das halte ich für das erste Merkmal eines geordneten Sinnes. Siehe wohl zu, daß das Lesen vieler Schriftsteller und verschiedenartiger Bücher nicht etwas Unstetes und Flüchtiges zeige; bei gewissen einzelnen Gelehrten mußt du verweilen, aus ihnen dich nähren, wenn du etwas gewinnen willst, das treu in der Seele haftet. Wer überall ist, ist nirgends. Die ihr Leben auf Reisen zubringen, haben gemeinlich viele Gastfreunde, aber keinen Freund. Dasselbe begegnet notwendig dem, der an seines Vaters Geist vertraulich sich anschließt, sondern in eiligem Laufe über alles hinweg. Keine Speise ist gedeiblich, die nicht verdaulich ist und dem Körper Kraft zuführt. Die Wunde vermagt nicht, an welcher viele Mittel versucht werden, die Pflanze erstarrt nicht die häufig verlegt wird: es gibt nichts so Wertvolles, das es im Vorbeigehen nützt. Die Menge der Bücher zerstreut. Da du also nicht so viel Bücher lesen kannst, als du haben möchtest, so genügt es, so viele zu haben, als du lesen kannst, du sagst aber: „Ich mag gern bald in diesem Buche, bald in jenem blättern.“ Ich antworte dir: „Es verrät einen verdorbenen Magen, an Vielem herumzukosten: das verschiedenartige Manuskript verunreinigt ihn und nährt nicht. Dies daher immer nur bewährte Schriftsteller, und wenn du je einmal Lust hast, auch bei anderen einzusprechen, so kehre immer wieder zu den ersten zurück. Erwirb dir täglich etwas, was gegen die Armut, gegen den Tod, nicht minder gegen die anderen Übel dich zu stärken vermag, und aus dem Vieles, was du durchlaufen hast, hebe Eins aus, um es an diesem Tage zu verdauen. Ich selbst mache es so.“

Ratschläge einer Frau für Frauen.

Schönheitspflege.

Bei rauher Witterung leiden viele Damen an aufgefropfener Haut an Gesicht und Händen. Für letztere empfiehlt sich eine abendliche Baseline-Einreibung, die absolut nichts Unangenehmes hat. Für das Gesicht ist eine Einreibung mit Coldcream und leichtes Ueberstreuen mit Reismehl äußerst heilsam und wohlthuend. Den Coldcream kann sich jede Hausfrau selbst bereiten. Sie beschafft sich 20 Gramm reines weißes Wachs, 20 Gramm Ballrat, 25 Gramm reines Schweinfett; für 30 Pfennig Rosenöl und für 10 Pfennig Rosenwasser. Alsdann nehme man ein Porzellangefäß, setze dies in einen Topf mit kochendem Wasser und bröckelte zunächst das Wachs hinein, darauf das Ballrat, das Schweinfett und das Rosenöl. Wenn alles geschmolzen, gut durch Umrühren mit einem Stäbchen gemischt, und recht heiß ist, fast kochend, so nehme man das Porzellangefäß heraus und gebe damit an ein offenes Fenster. Hier nun wird unter beständigem Rühren das Rosenwasser tropfenweis beigelegt, doch achte man, daß auch die dem Rande zunächst angelegten Massen mit bewegt werden, sonst bleiben diese unparfümiert. Wer den Rosengeruch nicht leiden mag, kann irgend eine andere wässrige Essenz nehmen, nur darf es kein wirkliches Parfüm sein, da diese sämtlich Spirit enthalten, welcher das Binden des Fettes hindert. Die Kosten belaufen sich für dieses Rezept etwa auf 80 Pfennig. Das Coldcream enthält nichts, was nur irgend der Haut schädlich sein könnte. Er hält sich am liebsten Ort ausgegallnet. Reines Reismehl ist billig zu kaufen. Mit dem Belag gebe man ins Bett und wache am Morgen danach das Gesicht mit leicht verschlagenem, und nicht mit ganz kaltem Wasser. Gutes Utrocanen ist aber durchaus erforderlich.

Das geschmackvolle Kleid.

Die Art und Weise des Anzugs charakterisiert ein junges Mädchen. Einige stierliche Hauskleider sollte es eleganten Straßenkleidern vorziehen. Jetzt, wo die Nähmaschine so unendlich viel Vorteile bietet, sollten die Töchter dazu angehalten werden, das Kleideranfertigen selbst zu verrichten. Abgesehen vom Geldpunkte, bietet es viel Vorteile, man ist unabhängig von der Unpünktlichkeit der Schneiderinnen und kann seinen eigenen Geschmack frei walten lassen. Des Morgens sei die junge Dame gleich frisiert und in sauberem einfachen Kleide mit hübschem Schürchen und Reinenkragen versehen, so gekleidet, daß sie zu jeder Zeit die Hausfrau vertreten und Besuch empfangen kann. Nur nicht bei fahler Witterung ein häßliches Tuch um die Schultern gelegt, das steht so nachlässig aus. Ist man für Kälte sehr empfänglich, so ziehe man über das Kleid eine wollene Weste. Es macht gewiß einen empfehlenswerten Eindruck für den ganzen Hausstand, wenn die Hausdame in hübscher Toilette die Tür dem Besuche öffnet, nicht das mit Arbeiten überhäufte Mädchen, das unzulänglich, besonders vormittags, stets in sauberer Kleidung erscheinen kann.

Ein reizender Aquarienfisch.

Bierlichkeit ist das Schlagwort der Japaner, das Merkmal ihrer ganzen Kultur. Was wir von ihnen an Tieren übernommen haben, ist nun genau nach diesem Programm durch Generationen mittels aller möglichen geeigneten Kreuzungen oder durch Anzucht in absonderliche Zwergformen gebracht worden. Es mag nur an die verschiedenen Rassen der japanischen Zwerghühner erinnert sein. Heute haben wir es mit einem stierlichen und zierlichen Bewohner des Aquariums zu tun, der uns auch aus dem „Lande der aufgehenden Sonne“ begehrt worden ist. Es ist eine Art des Goldfisches, aber diesen an Schönheit des Baus, an Eleganz der Bewegungen weit überlegen. Das Tierchen hat den Namen „Schleierschwanz“ erhalten und der Name



rechtfertigt sich vollumf. Länge und Breite der Flossen, fast durchsichtbaren Schwanz und Afterflossen lassen diese als einen nachfolgenden Schleier, als eine zarte, duftige Schleppe erscheinen. Und dieser Schleier ist in ständiger Bewegung, was die Augen immer wieder auf den goldschimmernden Wasserbewohner lenkt. Viel Aufmerksamkeit beansprucht der Schleierschwanz nicht. Er erhält Goldfischfutter und zeitweilig frisches Wasser; auch ist der Behälter geräumig zu wählen, nicht etwa eines der beliebten engen Goldfischgläser, in denen die Fische ein Qualleben führen. Es ist dann auch die Fortpflanzung der Tiere möglich. Aquariensfreunde werden im Schleierschwanz nicht nur einen interessanten Fisch sehen, sondern seine schmückende Wirkung für den Raum, in dem das Bassin Platz findet, nicht unterschätzen.

Wie wird Fleisch zart und verdaulich.

Von Dr. Hans Fröhlich.

Frisch geschlachtetes rohes Fleisch ist zähe und daher schwer verdaulich. Ueberhaupt wird rohes Fleisch nur in ganz fein geschabtem Zustande vom Magenast leicht aufgelöst, während schon erbsengroße Stücken dem Eindringen der Verdauungssäfte weit mehr widerstehen als gekochtes oder gebratenes Fleisch. (Rostbeef!)

Zur Verminderung der Zähigkeit des Fleisches wendet man die verschiedensten Mittel an. Professor Lehmann hat im hygienischen Universitäts-Institut in Würzburg die Wir-

samkeit dieser Mittel mehrere Jahre hindurch mit äußerst sinnreichen Weis- und Rau-Apparaten untersucht. Denn vom gesundheitlichen und ökonomischen Standpunkte ist dies von großer Bedeutung. Zähes Fleisch ist schwer verdaulich, wird für die Ernährung ganz ungenügend ausgenutzt, bedeutet also direkt Geldverschwendung. Ferner werden wir sehen, daß man auch die zäheren und billigeren Fleischstücke durch geeignete Mittel fast ebenso zart bekommt wie die teuren (Lende, Filet), was wieder sekundären Vorteil bietet. Freilich wird das Fleisch alter und abgearbeiteter Tiere nie so zart werden wie das von jungen und gut gefütterten.

Die Zähigkeit hängt namentlich vom Bindegewebsgehalt ab. Die Hautmuskeln (z. B. der Wade) haben 2/3 mal so viel Bindegewebe wie das Filet, sind daher auch bedeutend zäher.

Frisch geschlachtetes Fleisch soll man, wenn irgend möglich, nie sofort verwenden, denn auch nach gründlichem Kochen pflegt es zäher zu sein als „abgehängtes“. Die Versuche haben bewiesen, daß abgehängtes Fleisch um 40, sogar bis 50 Prozent an Zähigkeit abnimmt, also nur halb so zähe ist wie daselbe Fleischstück in frischem Zustande. Das Abhängen muß aber mindestens 24 Stunden stattfinden, und erst nach 48 Stunden ist ungefähr der Höhepunkt von Zartheit erreicht.

Die wirksamste Methode, die Zähigkeit rohen Fleisches zu vermindern, ist das Gefrieren und Wiederauftauen, und zwar wirkt die Kälte auf vorher schon abgehängtes Fleisch stärker ein als auf ganz frisches. Schon nach sechsständigem Frieren werden die Muskeln ungefähr um 50 Proz. zarter. Wir haben hier also das schnellste, beste und billigste Mittel, um jedes Fleisch zarter, leichter verdaulich und ausnutzbarer zu machen. Es sollte daher im Winter das Fleisch stets abends vorher vom Fleischer geholt werden und nicht erst morgens kurz vor der Verwendung, damit es über Nacht gefriert. Dadurch wird es nicht nur gesundheitlich bedeutend wertvoller, sondern durch die nachherige kürzere Kochzeit spart man auch Brennmaterial. Die eingehenden Versuche haben ferner dargetan, daß Frost gerade auf die zäheren (also billigeren) Fleischstücke viel stärker einwirkt als auf die schon an und für sich zarteren, so daß letztere nur ungefähr 30 Prozent an Zähigkeit abnehmen, erstere aber 50 Prozent. Man kann also durch Gefrierenlassen billiges zäheres Fleisch fast ebenso zart, wohlschmeckend und verdaulich machen wie die teuren Stücke. Mögen sparame Hausfrauen hieraus Nutzen ziehen.

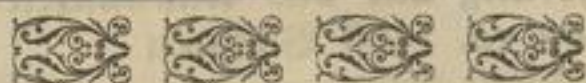
Am häufigsten angewandt zur Verminderung der Zähigkeit wird das Kochen. Und dabei erscheint diese Methode eigentlich ganz widersinnig, denn gekochtes Muskelfleisch zieht sich zusammen, preßt Wasser aus und wird dadurch dichter, die Eiweißkörper gerinnen und werden hart, — dies alles vermehrt natürlich die Festigkeit und Zähigkeit. Dafür aber wird das zwischen den Fleischfasern befindliche Bindegewebe in Leim aufgelöst, die Fleischbündel zerfallen, das Fleisch wird locker und zart.

Am wenigsten verändert sich beim Kochen das Prez-Fleisch, welches einen festen, kompakten Muskel darstellt, der selbst nach zweistündigem Kochen fast noch gleich fest ist. Also für Kranke, Kinder, alte Leute bildet es keine geeignete Speise.

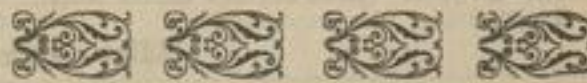
Am zartesten von allen Organteilen, die man genießt, ist das Hirn.

Schlechte Gewohnheiten.

Eine sehr able Gewohnheit ist es, die Kinder zu wiegen, auf den Armen zu schaukeln, sowie das törichte Hin- und Herfahren mit dem Kinderwagen, um die Kinder einzuschläfern. Verletzt euch nur in die Lage eurer Kleinen, ihr Mütter! Ihr würdet euch gewiß für solch eine Schüttelei, besonders nach der Nahrungsaufnahme bedanken. Abgesehen davon, daß dadurch die Verdauung gehindert wird, kann solch ein „Verfahren“ den Nerven des Kindes Schaden zufügen.



Für unsere Jugend.



Merk's euch alle.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! Heute will ich ruhn,
Morgen tene Lehre lassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dies und jenes tun!

Und warum nicht heute! Morgen
kannst du für was anders sorgen!
Seder Tag hat seine Pflicht,
Was geschehn ist, ist geschehn,
Dies nur kann ich überleben;
Was geschehn kann, weis ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke,
Unre schnellen Augenblicke
Sehn vor sich, nie hinter sich,
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, dich ich liebe;
Die ich hoff', ist die für mich!

Jeder Tag, ist er vergebens,
St im Bude meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebenes Blatt,
Wohl denn! Morgen so wie heute
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute Tat.

Chr. B. Weihe.

Spiele für Knaben und Mädchen.

Der Springball.

Unser Hans ist ein kluger Junge. Er hat längst eingesehen, daß sein Mütterlein ihn nicht so reichlich mit Spielzeug beschenken kann, denn Vater ist kein reicher Mann und hält den Daumen fest auf der Tasche. Ja, das weiß der Hans, und er weiß auch, daß es den Eltern gar schwer fallen würde, wollten sie ihm und den Geschwistern alle Wünsche erfüllen. Aber er sagt sich — wozu denn auch. Versuche doch mal, ob du dir nicht selbst dies und jenes allein machen kannst. Und siehe da, es geht. Es geht ganz prächtig. Heute hat sich unser Künstler einen Springballapparat hergestellt, einfach und nett: o'rad wie ihr's auf dem Bilde schaut! Eine Glasröhre mit gebogenem Ende, ein Stückchen spiralförmig gebogenen und an der Röhre befestigten Drahts, ein kleiner Zelluloidball, der so lange unbewegt herumlag — und alles ist fertig. So wie Hans pfeift, tanzt der Ball in der Luft, und bevor er herunterfallen kann, hat Hans schon Atem gebolt und pfeift wieder. Wie uns unser kleiner Vaffitus



verraten hat, half er auch seinem Mitschüler Ferdinand, einen solchen Springball-Apparat zu verfertigen. Der hatte aber keine fünf Pfennige für die Glasröhre. Da nahmen die Knaben Hollunderholz, stiehn das Mark hinaus und setzten die Drahtspirale senkrecht auf. Nun muß Ferdinand zwar immer Hans auf in die Luft machen, wenn er seinen Ball hochblasen will, aber das schadet nichts. Spaß macht ihm die Sache doch.

Für Briefmarken-Sammler.

Briefmarken-Album.

Der Briefmarkensammler legt großen Wert darauf, daß eine Marke gebraucht ist, d. h. daß sie einen Stempel trägt. Das ist richtig bei solchen Exemplaren, die zur Zeit im Kurse oder noch nicht lange außer Kurs sind, bei selteneren Marken sollte ein solcher Unterschied nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Hauptsache ist, daß die Marke da ist. Ebenso ist es auch mit kleinen Defekten. Ein Schönheitsfehler ist immer noch besser, als eine dauernde Lücke. Abgesehen gibt es geschickte Sammler, die ihre Marken von Flecken und dergleichen keinen Fehlern so gut zu befreien vermögen, daß man mit dem bloßen Auge gar nichts an den Sammelobjekten bemerkt. Jedemfalls, das Prinzip, nur gebrauchte und nur tadellose Exemplare ins Album zu legen, ist für den Sammler nicht von Vorteil. Es ist überhaupt nicht durchführbar. Im Notfall muß es eben auch anders gehen.



In unseren Bildern.

Das Grubendrama bei Hamm.

Ein Unglück, wie es in deutschen Gruben glücklicherweise bisher noch nicht vorgekommen ist, hat die Zeche Rabbob bei Hamm betroffen. Dreihundert wadere Bergleute, die Stützen und Ernährer ihrer Familien, liegen gräßlich verstümmelt unter der Erdoberfläche, in den tiefen Schächten inmitten der schwarzen Diamanten, die sie in hartem Werk täglich an das Tageslicht befördern mußten. Die Ursachen des Unglücks sind heute noch nicht aufgeklärt, aber welch unheimliches Schicksal immer gewaltet haben mag — die Folgen sind jedenfalls entsetzlich. Dieses Unglück läßt wieder einmal die Gefahren der bergmännischen Arbeit in ihrer ganzen Schrecklichkeit vor unserem geistigen Auge erscheinen. Die letzte Jahrzehnte waren überreich an katastrophalen Ereignissen. Am 17. März 1884 ereilte auf der Grube Camphausen bei Saarbrücken 181 Mann der Bergmannstod und am 17. Februar 1898 auf der Karolinengrube bei Bochum 119 Mann. In aller Gedächtnis ist aber noch das größte Grubenunglück unserer Zeit, die Katastrophe von Courrières bei Lille am 10. März 1906, die 1219 Opfer forderte. Am 28. Januar 1907 erlitten 150 Bergleute auf Grube Reeden bei Saarbrücken den Bergmannstod. Im Jahre 1907 kamen in der Doremine der Pittsburg Coal Company 500 Bergleute um, und die Frimont Coal Company in Westvirginia läßt bei einer Explosion 400 Mann ein. In diesem Jahre passierten sehr viele kleinere Unglücksfälle, bis namentlich auch wir den Verlust von 300 braven Bergleuten zu beklagen haben.

Großherzogin Maria Anna Regentin von Luxemburg.

Großherzog Wilhelm von Luxemburg ist so schwer erkrankt, daß Großherzogin Maria Anna mit der Regentschaft betraut werden mußte. Bereits seit dem 2. April d. J. führte die Großherzogin die Regentschaft, offiziell ist sie ihr nun auch durch einen Parlamentsbeschluß zugeteilt worden. Auch für die Dauer der Unmündigkeit der Thronfolgerin ist der Großherzogin die Regentschaft anvertraut worden. Die Großherzogin ist eine Infantin von Portugal und eine Tochter des Herzogs Riguel von Braganza. Ihre Tochter, die Erbgröfherzogin Marie Adelheid, die im Jahre 1907 durch eine verfassungsrechtliche Neuordnung der Erbfolge im Großherzogtum in Ermangelung direkter männlicher Erben des regierenden Großherzogs mit ihren fünf Schwestern zur unmittelbaren Nachfolge berufen wurde, ist erst 14 Jahre alt. So wird vorwiegend Großherzogin Maria Anna mehrere Jahre lang die Regentschaft in Luxemburg führen.

Allerlei.

§ Lange Verteidigungsreden. Als im Jahre 1815 dem französischen General Traut der Prozeß gemacht wurde, sprachen seine Verteidiger vor dem obersten Kriegsrat in Rennes fünf Tage und fünf Nächte hintereinander. Wenn nämlich das Urteil eines Kriegsgerichts durch den obersten Kriegsrat bestätigt war, so wurde es sofort vollstreckt. Nun war der General zum Tode verurteilt worden, und es handelte sich für die Verteidiger darum, seiner Gemahlin die Zeit zur Reise nach Paris zu verschaffen, wo sie die königliche Gnade anlehen wollte. Die Advokaten lösten einander von drei zu drei Stunden ab; zuletzt begann Doktor Bernhard, der Hauptverteidiger, später Rat am Kassationshofe, das berühmte Werk von Voltaire über den Prozeß seines Vaters zu verlesen, denn er selbst wußte nicht mehr, was er sagen sollte. „Aber wo wollen Sie denn nur damit hinaus?“ fragte ihn der Präsident. „Warten Sie nur, Herr Präsident,“ antwortete er, „das werden Sie sehen, wenn ich fertig bin.“ Aber er wurde nie fertig. Es kam zuletzt so weit, daß die Richter sich bei den Verteidigern einige Stunden Ruhe ausbaten, und so erreichten diese ihren Zweck vollkommen, denn sie erlaubten dem Kriegsrat nicht eher das Urteil zu bestätigen, als bis die Begnadigung des Königs eingetroffen war.

Sonnenbild.

Mühsam drängte alles Zur Table d'hôte im Saal, Weil unaufhörlicher Regen noch Seit Wochen in das Tal.

Mühsam auf aller Dienen, Und alles fand man schlecht, Und auch das allerpilanteste Menü war keinem recht.

Doch plötzlich durch die Wollen Da bricht ein Sonnenstrahl, Erfüllt in flüchtiger Laune schnell Mit Sonnenschein den Saal.

Ein Ach! geht durch die Massen, Dahin ist der Verdruß, Und selbst das sadeste Fleischgericht Verloren man mit Genuß.

Trum meck es Euch, Ihr Mädchen, Ihr Frauen denkt daran, Was so ein einziger Sonnenbild Für Freude bringen kann!

G. v. R.

Aus einem Bericht. Die Versammlung der Malermeister verlief resultatlos, da keiner mit der Farbe heraus wollte.

Gute Lehre. Gast (zum Hotelier): „Gestern war ich bei Ihrem ehemaligen Pikkolo, der jetzt ein Hotel hat, der hat aber Preise; für ein Schnitzel mußte ich ihm zwei Mark zahlen!“ Hotelier (Holz): „Ja, der Junge hat bei mir was gelernt!“

Rätsellecke.

Rätsel:

1. Es ist die gaderade Henne, Sie bringt mir ein schön Stück Geld. Es ist, doch mit anderer Betonung, Was ich dir heut erzählt.

2. Ist er darin, gibt's Doppelsinn: Es nähret und es richtet. Ist es darin, gibt's Doppelsinn: Denn es erscheint und sichtet. Ist weder er noch es darin, Dann leider gibt's nur einen Sinn: Unmerzlich schleicht sich's ein Doch bald macht's Höllenpein.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus letzter Nummer.

Rätsel: Varmen, Marne, Erna, Ran, Ar, r. Bilderrätsel: Belasfine.

Redaktion, Druck und Verlag von L. Lauf, Altensteig.

Altensteig. Fahrnis-Versteigerung.

Wegen Wegzugs von hier verkauft der Unterzeichnete am Dienstag, den 24. Nov. ds. Js., (Adventsmarkt) in seinem elterlichen Hause neben der Apotheke, von vormittags 8 Uhr an, gegen bare Bezahlung: 1 gute Milchziege, 1 belg. Kieß-Gäsin mit 5 Jungen, (Ausstellungstiere), 2 Fas m. ca. 500 l guten Apfelmöft, 1 Krantstaude, 1 Fahrrad m. neuer Acetolengaslaterne, 1 ältere Nähmaschine, 1 Kinderwagen, 2 ältere Küchenschlitten, 1 Paar fast neue Wasserstiefel, 1 Butten von Eisenblech, 1 doppel-läufiges Vorderladergewehr, 3 große Käfige, darunter 1 schöner Gesellschaftskäfig, alle m. Zinkblechschublade, Feld- u. Handgeschirr und allerlei Hausrat, nachm. 1 Uhr: ca. 20 Jtr. gutes, unberegnetes Alee, Ackerheu und Lehm. Zusammenkunft bei der Kirche. Kaufsliebhaber sind eingeladen.

Albr. Bielle jr.

Höhnerberg-Meistern. Hochzeits-Einladung.

Zur Feier unserer ehelichen Verbindung beehren wir uns Verwandte, Freunde und Bekannte auf Dienstag, den 24. November ds. Js. in das Gasthaus zur „Sonne“ in Michelberg freundlichst einzuladen.

Joh. Michael Schleich Sohn des Gottfried Schleich, Bauers in Höhnerberg.

Anna Barb. Hefelschwert Tochter des Mich. Hefelschwert, Bauers in Meistern.

Kirchgang um 1/2 12 Uhr.

Wir bitten, dies statt jeder besonderen Einladung entgegennehmen zu wollen.

Altensteig-Stadt. Stangen- und Beigholz-Verkauf.

Am Mittwoch, den 25. d. Mts. nachmittags 2 Uhr

auf hiesigem Rathaus aus Stadtwald Dagwald Abt. 5 Mittl. Dagwald: 626 Stück Baustangen I und II Klasse 183 Rm. Papierprügel 3 „ tann. Prügel 222 „ „ Anbruch 19 „ „ Reisprügel

Den 21. November 1908. Stadtschulth. Amt: Welfer.

Kirchliche Nachrichten. Sonntag, den 22. Nov. 1908. 1/2 10 Uhr Predigt Apostelgeschichte 20, 17-38. Lied 377. Kindergottesdienst ist unmittelbar nachher mit sämtlichen beteiligten Kindern hier in der Kirche. Christenlehre 1/2 2 Uhr mit den Söhnen über das Kirchenjahr. Mittwoch 1/2 8 Uhr Bibelstunde im oberen Schulhaus.

Methodisten-Gemeinde. Sonntag vorm. 9 1/2 Uhr Predigt. 12 Uhr Sonntagschule, ab. 8 Uhr Predigt.

Rath. Gottesdienst in Altensteig Montag den 23. November um 1/2 10 Uhr.

Altensteig-Stadt. Die Kasse des Privatparvereins

befindet sich bis Ende Dezember ds. Js. noch im Hause des Sparkassiers Lu z. Vorstand.

Vergebung des Baumsaßes an der neuen Straße Berner-Hornberg. Die Lieferung und das Anpflanzen von ca. 1400 Bäumen

soll im Wege des schriftlichen Angebots vergeben werden. Die Bedingungen sind auf dem Bauverein in Berner zur Einsicht aufgelegt, wofelbst auch die Angebote spätestens bis zum 30. November 1908, nachmittags 2 Uhr eingureichen sind.

Ragold, den 16. November 1908.

Oberamtsbanmeister Schleicher.

Altensteig.

Ofenschirme, Ofenvorsetzer Kohlenfüller, Holz- und Kohlenkasten in einfach schwarzer und hochfein farbiger Lackierung Kohlenbecken, Kohleneimer, Ascheneimer, Kohlenschaukeln, Aschenschaukeln, Stocherisen

empfehl in reichhaltiger Auswahl

Paul Beck.



Altensteig.

Auf kommenden Adventsmarkt u. bevorstehende Weihnachten mache ich nochmals besonders aufmerksam, daß ich meine

— sämtliche Waren —
bis zum 31. Dez. zum Fabrikpreis

abgebe.

Benütze Jedermann diese günstige Kaufs-Gelegenheit.

Karl Kaltenbach
Gold- u. Silberarbeiter
Marktplatz.

Altensteig.

Bringe hiemit mein reichhaltiges Lager in

Oefen und Herden

der neuesten und bewährtesten Systeme

in empfehlende Erinnerung.

Durch große und vorteilhafte Käufe bin ich im Stande, meinen geehrten Abnehmern ganz außer-gewöhnliche Vorteile zu bieten. Unter Umständen nehme ich auch alte Oefen dagegen, wenn solche noch brauchbar sind. Ferner setze ich noch einige

gebrauchte aber noch gute Oefen

zu Spottpreisen dem Verkaufe aus.

W. Beeri.

Am kommenden Dienstag (Markt)

bringe ich starke



Läufer Schweine



im Gasthaus zum Hirsch in Altensteig zum Verkauf und jede Liebhaber freundlichst ein.

Heinrich Ott, Niederlinsbad.

Calmbach.

Ein zuverlässiger, nüchtern
Fahrknecht

der auch Kenntnisse im Holzfuhrwerk besitzt sofort gesucht.

Chr. Barth
amtl. Güterbesorger
Telefon Nr. 47.

Altensteig.

Eine zimmerige
Wohnung
hat auf 1. Dez. zu vermieten
Alb. Birfle sen.

Altensteig.

Eine sommerliche, zimmerige
Wohnung
samt Zubehör und Gartenanteil, so wie ein möbliertes heizbares

Zimmer
hat sofort oder später zu ver-mieten.

Wer? sagt die Exp. ds. Bl.

Altensteig.

Milch
ist zu haben bei
Martin Großhaus.

Altensteig.

Eine sehr gut erhaltene
Futter Schneidmaschine

hat zu verkaufen
Schlech z. Hirsch.

Altensteig.

Zwangsverkauf.

Dienstag, den 24. ds. Mtz.
vormittags 11 Uhr versteigere eine
noch neue

Nähmaschine

mit Fußbetrieb in meiner Wohnung.
Großmann, Gerichtsvollzieher.

Altensteig.

Erlaube mir mein



Wein-lager

in alten und neuen
Weiß- u. Rotweinen
in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Gustav Schetz.

3 Meter

Schindelholz

hat zu verkaufen.

Obiger.



DE STIMME SEINES HERREN
TRADE-MARK.

Die beste Unterhaltung
für jede Familie

bietet ein gutes

Grammophon

Katalog und Plattenliste gratis.

la. Elektrische
Tablettenlampen

und Ersatzteile
in jeder Preislage empfiehlt

Georg Faust

Elektrotechniker Altensteig.

Altensteig.

Kinderschlitten
Schlittschuhe
Eissporn

empfehlen in schöner Auswahl!

Paul Beck.

Altensteig.

Wollene

Strickgarne

prima Qualität

Frauenstrümpfe und
Socken

Kinderstrümpfe

Knittridlangen

wollene und baumwollene

Korsettschoner

sowie

Kinder-Mittel

empfehlen

Kathr. Dengler.

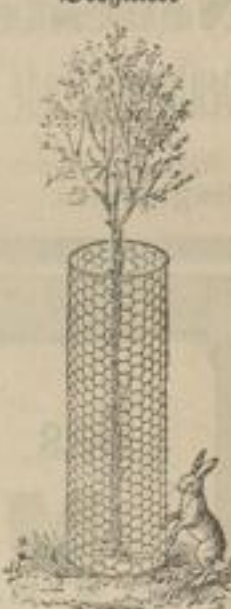
Auch im

Stricken

hält sich stets bestens empfohlen
die Obige.

Altensteig.

Verzinkte



Baumschützer

empfehlen

Paul Beck.

Nagold: Wilhelm Dahnert, Schreiner-
meister, 65 J.

Bildbad: Luise Weidenmeyer, geb.
Scholl.

Calw: Sofie Seiz, 33 J.

Wolzgrafenweiler: Joh. Georg Die-
terle, Tierheilkundiger, 59 J.

Freudenstadt: Karoline Schittenhelm,
geb. Wäiser, 72 J.

Bitte!

mit der Aufnahme von Photographien, die für den Weih-nachtsfest bestimmt sind, nicht mehr zu zögern, da bei oft trübten Tagen die Fertigstellung der Bilder sehr erschwert wird. Ver-größerungen, bekanntlich ein schöner Zimmerschmuck von dauerndem Wert, fertige ich nach jeder eingesandten Photographie in allen gewünschten Größen zu mäßigen Preisen, und zwar auf Brom-silber in schwarz oder sepia Ton. Hochdrucke in allen gangbaren Farben.

Die Ausarbeitung geschieht durch akademisch gebildeten Maler, bietet daher die weitgehendste Garantie für erstklassige, künstlerische Arbeit.

Mein Atelier ist jeden Tag geöffnet, stets geheizt und ist die vorherige Anmeldung nicht notwendig. Ich halte mich bestens empfohlen.

C. Sollaender, Photograph. Aulst, Nagold.

Gaben

für die Hinterbliebenen der bei der Hammer Grubenkatastrophe Verun-glückten nimmt die Redaktion ds. Blattes entgegen.

